



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anthropologische Fragen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und befestigt sich selbst durch die eindringende Kenntnis, die er davon nimmt. Wenn auch die Schrift die That nicht bestimmen wird, so feuert sie doch den Willen zur That an. Die studirende Jugend z. B. wird in der Schrift Mittelstädts die edelste Verwahrung gegen politische Unwahrhaftigkeit und Blasirtheit, worauf sie so oft stößt, entdecken und begrüßen. Der ausgereifte Mann ist innerlich jung geblieben und hat des Wissens Gut nicht mit dem Herzen gezahlt; es kann nicht anders sein, als daß sich seine Begeisterung der Jugend erschließt und mittheilt. Er ist das Gegenteil des Pessimisten, denn das Bild zwar, das er von unsrer Zukunft entwirft, ist sehr düster, aber er bekämpft das Wesen gerade derer, die zwischen Selbstüberschätzung und Selbstverzweiflung schwanken, die Kraft zur That verloren haben und andern verzeihen möchten; das, was ihn verbittert, ist die Versumpfung, der Schein, die Unwahrheit, mit einem Wort der faule Friede, gegen den ihm auch die gewaltsamste und opferreichste Aufraffung, der Krieg, als befreiender Ausweg erscheint.



Anthropologische Fragen

(Schluß)



ie ist der Mensch entstanden? Wie sind die Varietäten des Menschengeschlechts entstanden, oder vielmehr, da ja die Veränderung fortgeht, wie entstehen sie? Welches ist das Ziel dieser Veränderungen? Das sind die drei großen Fragen der Anthropologie, wenn sie sich nicht darauf beschränken will, eine beschreibende Wissenschaft zu bleiben. Von Ammons Standpunkt aus würden die drei Fragen lauten: Auf welchem Punkte des Entwicklungsprozesses hat die natürliche Auslese zum erstenmale einen Menschen hervorgebracht? Wie erzeugt die Auslese Varietäten? Welchem Ziele strebt die Auslese zu? Und schon diese Fragestellung macht die Unhaltbarkeit des Standpunkts klar. Die erste Frage nun kann nicht beantwortet werden. Die Entstehung des Menschen ist gleich der des Organismus und des tierischen Bewußtseins ein undurchdringliches Geheimnis, und alle Riesenanstrengungen der Wissenschaft haben das Dunkel, das sie einhüllt, auch nicht mit dem schwächsten Lichtschimmer zu erhellen vermocht. Die Hückelschen Stammbäume nützen uns nichts. Abgesehen davon, daß, wie wir früher gesehen haben, seine und die verwandten Hypothesen überhaupt nicht klar zu machen vermögen, wie eine höhere Tier-

gattung aus einer niedern hervorgehen könne, abgesehen ferner davon, daß das missing link noch nicht gefunden ist, und daß ein Glied überhaupt nicht hinreichen würde, eine ununterbrochne Stufenfolge herzustellen, abgesehen von alledem sind die anthropoiden Affen, die wir als unsere Vettern ansehen sollen, alles andre, nur nicht im anatomischen Sinne menschenähnlich. Der wichtigste Teil des Skeletts, der Kopf, ist an einem Orang Utang nicht menschenähnlicher als an einem Nilpferde (wir haben die Zeichnungen von Reclams „Leib des Menschen“ vor uns) und der Schädel eines Australiers läßt sich noch ebenso deutlich wie der eines Kaukasiers vom Affenschädel unterscheiden. Nebenbei bemerkt, sieht man erst bei der Betrachtung der Schädel der verschiedenen Rassen, der Blödsinnigen und der Affen, wie bedeutungslos für das Geistesleben der Index ist, den Ammon zum Angelpunkte der Anthropologie machen möchte. Was den Kopf des Affen vom Menschen unterscheidet, und was den des Negers, noch mehr den des Cretins und des Mikrocephalen einigermaßen tierähnlich*) macht, das ist keineswegs ein großer Index; im Gegenteil zeigen die Mikrocephalenschädel sowie die Affenschädel eine längliche Form, und unter den schwarzen und braunen Menschen giebt es, wie schon erwähnt wurde, zahlreiche dolichocephale Stämme. Was den Affenkopf auf den ersten Blick vom Menschenkopf unterscheidet, und was den Köpfen mancher farbigen Menschen und der Idioten etwas Affenähnliches giebt, das ist die Prognathie, die starke Entwicklung der weit vorstehenden Kauwerkzeuge bei kleinem Schädel. Deshalb ist für die Höhe des Geisteslebens außer der Größe des Schädels, die allerdings, wie wir gesehen haben, für sich allein auch noch kein sicheres Kennzeichen ist, der Gesichtswinkel das entscheidende, der beim Tiere spitz ist, während er sich beim Menschen dem rechten nähert. Bekanntlich haben die Ästhetiker schon zu einer Zeit, wo die Anthropologie noch in den Windeln lag, die Entdeckung gemacht, daß die griechischen Künstler in dem Bestreben, das höchste menschliche Schönheitsideal zu verwirklichen, nicht bloß den rechten Winkel gewählt haben, sondern vereinzelt sogar zum stumpfen übergegangen sind. Sollen nun über die Entstehung des Menschen, von der wir nichts wissen, Vermutungen aufgestellt werden, so müssen sie sich, um einigermaßen glaublich zu erscheinen, innerhalb zweier Grenzen bewegen. Einerseits kann man einen rein mechanischen Prozeß, mag er als Selektionsprozeß oder sonst wie gedacht werden, nicht als zureichenden Erklärungsgrund gelten lassen; denn mehr als auf jeder frühern Entwicklungsstufe gilt hier der Satz: aus nichts wird nichts; wäre der Geist nicht schon vorher vorhanden gewesen, so hätte er nicht im Menschen erscheinen können. Geist aber zeigen alle Natur-

*) Mit tierähnlich meinen wir weiter nichts als das teilweise Fehlen des eigentümlich Menschlichen. Bloß naturgeschichtlich betrachtet, der Organisation und dem Lebensprozeß seines Leibes nach ist der Mensch nicht bloß tierähnlich, sondern einfach ein Tier.

völker. In Übereinstimmung mit zahlreichen Ethnologen, die das Leben der Naturvölker beobachtet haben, spricht es Nagel bei vielen Anlässen aus, daß auch den am tiefsten stehenden keine wesentliche Geistesanlage fehlt, und daß ihr tiefer Kulturstand nicht aus einem Mangel von Anlagen, sondern aus besonders ungünstigen Lebensbedingungen zu erklären ist. So liegt denn die Versuchung nahe, den gläubigen Christen beizupflichten, die den Menschen vollkommen erschaffen sein lassen und den Zustand der sogenannten Wilden als Entartung erklären. So weit zu gehen, verbietet jedoch eine andre Erwägung. Was wir menschliche Vollkommenheit nennen, das setzt ein reiches Geistesleben voraus (wie wäre ein geistvolles Gesicht denkbar ohne einen reichen Geist?). Ein reiches Geistesleben aber ist nur in einer zivilisirten Gesellschaft möglich, also in einer Gesellschaft, die schon eine längere Geschichte hinter sich hat. Daher kann ein vollkommener Mensch am Anfang der Geschichte, noch dazu als einziges Wesen seiner Art oder höchstens als ein einzelnes Menschenpaar nicht gedacht werden. Man kann daher das christliche Dogma vom Urzustande nur als Symbol der Thatfache gelten lassen, daß allerdings der Idealmench insofern der Urmensch war, als er in der Idee Gottes vorhanden sein mußte, ehe er auf Erden verwirklicht werden konnte. Das wären die beiden Grenzen, Als dritte wäre dann vielleicht noch zu bezeichnen, daß jede Hypothese abzulehnen ist, die die Einheit des Menschengeschlechts leugnet. Mit der Anerkennung der Einheit ist nicht gesagt, daß alle Menschen unbedingt von einem einzigen Paare abstammen müssen, sondern nur, daß auch der dümmste Feuerländer so unzweifelhaft ein Mensch ist, wie das Pony unzweifelhaft ein Pferd ist. Wie Ammon darüber denkt, sagt er nicht; die Tiefe der Klust, die er sich zwischen den weißen Langschädeln und den schwarzen Rundsädeln, zwischen den europäischen Ariern und den asiatischen Turaniern denkt, läßt vermuten, daß er dazu neigt, die zwei*) Urrassen auf verschiedene Anfänge zurückzuführen. Doch scheint die Zeit vorüber zu sein, wo es zur wissenschaftlichen Orthodoxie gehörte, die Menschenrassen für grundverschiedne Gattungen von Tieren zu erklären; damals verspottete Heinrich Reusch die dahin abzielenden Beweisführungen mit der Bemerkung: Herr Vogt erkennt die Schwarzen nicht als seine Brüder an, nicht aus Haß gegen die Schwarzen, sondern nur aus Haß gegen die Bibel; dafür erkennt er die Affen als seine Brüder an, nicht aus Liebe zu den Affen, sondern wiederum nur aus Haß gegen die Bibel.

Die zweite Frage ist durchaus nicht so unlösbar wie die erste, denn wir sehen beständig neue Variationen des Menschengeschlechts entstehen, und wir vermögen in den meisten Fällen die Ursachen der Abänderungen wenigstens zum Teil zu erkennen. Selbstverständlich sind es die Lebensverhältnisse, was

*) Ober drei; denn er findet in Baden Spuren, wenn auch nur schwache, einer dritten, der „Mittelmeerrasse,“ die „mittelgroß, braun und langköpfig gewesen sein soll.“

den einzelnen Menschen ändert, und denken wir uns eine bestimmte Art von Lebensverhältnissen einige hundert Jahre lang auf ein ganzes Volk einwirkend, so muß notwendigerweise ein andres Volk daraus entstehen. Mit den Lebensverhältnissen meinen wir Klima, geographische Lage des Wohnorts, Nahrung, Beschäftigung, gesellschaftliche Verhältnisse, Art und Höhe der Kultur. Selbstverständlich verbinden sich mit den Wirkungen dieser Mächte auch die Vererbung mehr oder weniger beharrender Rasseigenschaften und die Mischung solcher Eigenschaften durch die Heiraten von Individuen verschiedener Abstammung. Aber die Verschiedenheit der Rasse kann selbst wieder auf keine andre Weise entstanden sein als durch jahrhundertelange Einwirkung verschiedener Lebensverhältnisse. Wer Gelegenheit hat, oft Handwerker in größerer Zahl beisammen zu sehen, der wird bemerken, daß unter den Zimmerleuten die schlanken, großen, unter den Schmieden die kleinen, breiten Gestalten häufig sind. Die Schlosser sind durchschnittlich schlanker als die Schmiede, aber breiter als die Zimmerleute. Das kann nicht daher rühren, daß die Eltern grundsätzlich den langen Jungen zum Zimmermann und den dicken zum Schmied in die Lehre geben, denn nach dem vierzehnten Jahre bereitet das Wachstum oft noch die größten Überraschungen. Manche sind mit vierzehn Jahren groß wie die Männer, bleiben aber von da ab stehen; andre sind mit siebzehn Jahren noch Knirpse und schießen dann plötzlich in die Höhe. Die ärmern Eltern lassen sich bei der Entscheidung für dieses oder jenes Handwerk meistens nur durch den Umstand bestimmen, daß gerade bei diesem Meister, mag es ein Schuster oder ein Schmied sein, eine Lehrlingsstelle offen ist. Höchstens nehmen sie auf die Kräfte des Sohnes Rücksicht, und oft genug sind sie unverständlich genug, nicht einmal diese Rücksicht zu nehmen, sondern einen schwächlichen Jungen zum Schlosser zu geben, einen starken zum Rechtsanwalt zu schicken, wo er zeitlebens schreiben wird. Wenn der Schmied klein bleibt und breit wird, so ist der schwere Hammer schuld, den er in der Zeit der Entwicklung täglich stundenlang zu heben und zu schwingen hat, der das Knochengerüst zusammendrückt und die Muskeln heraustreibt, und wenn der Zimmermann schlank wird, so kommt das daher, daß seine Beschäftigung die Anlage zum Wachstum, die allerdings schon vorhanden sein mußte, auf keine Weise hindert. Schon die Alten haben solche Unterschiede bemerkt; Hephaistos hinkt (Schmiede sind häufig lahm), und Kegin (Mime) ist ein Zwerg. Behält nun eine Familie durch mehrere Geschlechter dieselbe Beschäftigung bei, so werden sich diese Einflüsse summieren und wir werden dort ein Geschlecht hochgewachsener, hier eines von kleinen aber sehr starken Menschen bekommen. Wenn eine ganze Bevölkerung auf eine Beschäftigung angewiesen ist, die nur einen geringen Grad von Knochenfestigkeit und Muskelkraft erfordert, so werden bei ihr diese beiden Eigenschaften auch nur in geringem Grade vorhanden sein, in einem um so geringern, je schlechter zugleich die Ernährung ist. Beschäftigung und

Ernährung aber entsprechen einander meistens, weil Handwerke und Industriezweige, die große Körperkraft erfordern, bei sehr niedrigen Löhnen auf die Dauer nicht bestehen können, denn schlecht genährte Arbeiter können eben nicht leisten, was dazu erfordert wird. So entstehen innerhalb einunddesselben Volkes ganz verschiedene Menschenrassen, denn als solche darf man wohl die Bierchröter, die Bergleute, die Weber bezeichnen. Bei Pferden will Ammon die Richtigkeit der Züchterregel: die halbe Rasse komme durchs Maul hinein, wohl gelten lassen, beim Menschen jedoch handle es sich vorzugsweise um seelische Anlagen; bessere Ernährung komme aber in den meisten Fällen nur dem Tier im Menschen zu statten, und nur bei wenigen wirke die Nahrungszufuhr veredelnd. Auch nicht einmal bei wenigen; die Nahrungszufuhr an sich wirkt niemals weder veredelnd noch verschlechternd auf die Seele ein. Wohl aber wirkt dauernde Nahrungsentziehung wie jede anhaltende Schädigung des Leibes zuletzt auch zerrüttend auf das Seelenleben ein; wird einem, der bisher Not gelitten hat, eine nicht überreichliche, aber nach Menge und Art genügende Nahrung gewährt, so wird damit freilich nicht seine Seele veredelt; wenn diese schlecht war, so bleibt sie schlecht. Aber wenn sie von Haus aus gut war, so wird durch die günstige Wandlung der äußern Verhältnisse — denn mit der Ernährungsweise wird sich ja zugleich auch noch manches andre ändern — der Druck von der Seele hinweggenommen, der die Entfaltung ihrer edlern Anlagen hinderte. Dann aber sind doch die leiblichen Lebensbedingungen nicht die einzigen, die auf den Menschen Einfluß üben; für sich allein können sie kein höheres Seelenleben erzeugen, aber mit ihnen stehen doch die mannichfachsten Kultureinflüsse in Verbindung. Es ist ein seit langem erkanntes Gesetz der Menschheitsentwicklung, daß geistiges Leben nur in der Wechselwirkung von Geistern entstehen kann und um so reicher wird, je zahlreicher und verschiedener die auf einander einwirkenden Geister, je vielfacher die Berührungspunkte sind, und je rascher die Einwirkungen auf einander folgen. Daher sind weder entlegne Inseln noch ungeheure Tiefländer oder Hochebenen die Geburtsstätten der Kultur, sondern kleine, vielgliedrige und mit vielen Nachbarländern durch bequeme Verkehrswege verbundene Ländchen, daher erblüht die höhere Kultur nicht auf dem Dorfe, sondern in der Stadt, und daher sind die entlegensten und unzugänglichsten Länder die kulturärmsten. Wesentlich für den Kulturfortschritt eines Volkes ist es, daß es nicht zu klein sei, und daß seine vielen Angehörigen durch ihre gemeinsame Kultursprache in ununterbrochener geistiger Berührung mit einander stehen. Wo, wie im brasilianischen Urwalde, nahezu unüberwindliche Verkehrshindernisse die Stämme von einander absperren, da geht die gemeinsame Ursprache in ebenso viel Dialekte aus einander, als es vereinzelte Niederlassungen giebt; jedes Völkchen von etlichen hundert oder gar nur etlichen Duzend Seelen hat seine eigne Sprache, was als neues und schwerstes Verkehrshindernis die Vereinzelnung vollständig

macht, und in solcher Armut muß der Geist einer Verödung verfallen, die sich am Leibe zunächst durch den stumpfsinnigen Gesichtsausdruck bemerkbar macht. Vereinzelt hat also notwendig Entartung zur Folge. Es kommen dann noch die Wehrlosigkeit des ungebildeten Menschen gegen die feindlichen Naturgewalten und die Unbändigkeit der durch keine ausgebildete Vernunft gezügelter Naturtriebe hinzu, um durch Entbehrungen und Ausschweifungen auch den Leib in die Verderbnis hineinzuziehen. Übrigens kann man häufig bemerken, daß sich Völker und Stämme von edlerer Geistesanlage auch durch edlere Gestalt auszeichnen, während die niedriger stehenden plumpere oder unharmlose Formen zeigen, sodaß es scheint, als ob der Geist nicht allein das Antlitz und den Schädel, sondern das ganze Skelett baute. Nagel findet, Apollongestalten kämen nur bei Kulturvölkern, nicht bei Naturvölkern vor.

Also die äußern Einflüsse sind es, die nicht bloß aus den einzelnen Menschen, sondern auch aus den Völkern das gemacht haben, was sie jetzt sind. Deshalb ist, wie schon bemerkt wurde, aus dem niedrigen Kulturstande eines Volks nicht ohne weiteres auf schlechte Naturanlage zu schließen, seine Vorfahren können hoch begabt gewesen sein; den Nachkommen ist nur dasselbe begegnet, was bei uns manchmal auch einem hochbegabten Geistlichen oder Arzte begegnet, der, auf ein Hinterdorf verschlagen, dort verbauert. Jetzt, im Zeitalter der Eisenbahn und des Telegraphen, der wohlfeilen Zeitungen und Zeitschriften und des Touristenverkehrs, kann das freilich nicht mehr so leicht vorkommen wie noch vor dreißig, vierzig Jahren. Da die Naturvölker jetzt eben erst in die Kulturentwicklung hineingezogen werden, so kann über ihre Anlage noch nicht abgesprochen werden. Daß die Negerknaben gut begabt sind, davon hat sich der deutsche Schulmeister schon überzeugt. Die bekannte Eigentümlichkeit begabter Farbigen, beim Lernen und Arbeiten nicht auszuhalten und bei erster bester Gelegenheit zigeunerhaft in die alte Wildheit zurückzuspringen, kann sich mit der Zeit verlieren. Die Germanen sind auch nicht an einem Tage geduldige Stubenhocker und Aktenschreiber geworden. Unter den nordamerikanischen Negern giebt es Geistliche und Lehrer, die es mit ihren weißen Kollegen schon aufnehmen können. Vor etwa zehn Jahren haben wir einen schwarzen Violinvirtuosen gehört, der die Musikkenner befriedigte; wer aber die Stücke unsrer Komponisten mit dem richtigen Ausdruck vortragen kann, der empfindet wie ein moderner Kulturmensch, ist also selbst einer. Von der Ansicht, daß alle Schwarzen einander zum Verwechseln ähnlich sähen, ist man längst zurückgekommen; man weiß heute, daß sie individuell gestaltete Gesichtszüge, also auch ein individuelles Seelenleben haben. Und was die Häßlichkeit vieler von ihnen anlangt, so giebt es unter den Europäern genug, die es darin mit ihnen aufnehmen, und denen zum Neger, Papua oder Feuerländer nur die Farbe fehlt. Aber richtig ist es allerdings, daß geistig wenig entwickelte Menschen desselben Stammes einander mehr ähnlich sehen als

Menschen von reichem geistigem Inhalt. Deshalb finden wir auch den schönen Gesichtsschnitt, durch den sich einige Völker, wie die Italiener, auszeichnen, mehr beim Volke*) als bei den Vornehmen. Bei diesen werden die einfachen Linien des typischen Schnitts durch die geistige Bewegung durchbrochen, und an die Stelle der klassischen Schönheit tritt die charakteristische. In der so erzeugten großen Verschiedenheit liegt aber zugleich eine Übereinstimmung. Eine Sammlung von Porträts hoher Staatsmänner oder großer Gelehrten und Künstler aus allen europäischen Ländern überzeugt uns, daß keiner der Männer ein nationales Gepräge trägt, während alle sofort als Kulturmenschen erkennbar sind. Sie sind allesamt Kaukasier, d. h. sie sind weder schwarz noch mit Prognathie behaftet und erscheinen als individuell verschiedene Exemplare der Spezies homo Europaeus. Schopenhauer hat daher einmal bemerkt, die Vornehmen gehörten gar nicht zum Volke, denn sie wären in der ganzen Welt einander gleich. Allerdings unterliegt man bei oberflächlicher Betrachtung mancherlei Täuschungen. Das Nationalkostüm läßt den Volkstypus schärfer hervortreten, und sollte dieses überall schwinden und der modern europäischen Tracht weichen, so würde es in vielen Gegenden schwierig werden, den Volkstypus herauszufinden. Auch der Bartschnitt führt irre. Man kleide alle deutschen und französischen Männer gleich und lasse sie gleiche Bärte tragen, entweder lauter Vollbärte oder lauter Henri quatre, und dann suche man die Nationalität jedes einzelnen festzustellen! Bei solchen sehr großen und starken Leuten, die zugleich blond und blauäugig sind, wird man nicht fehl gehen, wenn man sie als Deutsche bezeichnet, aber bei der großen Mehrzahl wird man falsch raten oder ratlos dastehen.

Also das materielle und geistige Milieu verändert den Einzelnen und daher auch ein ganzes Volk, das ja nur aus vielen Einzelnen besteht, und aus Veränderungen des Milieu ist die Entstehung der Rassen und Völker zu erklären. Soweit das Milieu aus Beschäftigung, Ernährung, geographischer Lage und Kultur besteht, ist uns seine Wirkungsweise durchsichtig. Vor der Hand noch unerforscht ist ein anderer Bestandteil des Milieu, der gerade die auffälligsten Rassenunterschiede hervorzubringen scheint, die chemische Einwirkung von Luft und Boden. Daß eine solche stattfindet, kann niemand leugnen, der erwägt, welchen Einfluß diese beiden Kräfte auf die Farbe der Blumen, auf den Geschmack des Weines, auf die Größe, Gestalt und Behaarung der Tiere üben. So gut das eine Land die Haustiere hochbeinig, das andre sie langgestreckt, ein drittes sie klein und ruppig macht, so gut muß das Land auf die Größe, die Haut- und Haarfarbe des Menschen Einfluß haben. Daß in manchen Gebirgsgegenden die Kretins und die Kröpfe häufig sind, weiß jedermann; warum sollten Luft, chemische Zusammensetzung des Bodens und die

*) Soweit dieses nicht im Elend entartet.

Gestalt der Oberfläche des Landes im Verein nicht auch andre Eigentümlichkeiten erzeugen, die keine Krankheiten und Mißgestalten sind? In Nordamerika werden die Menschen größer und schlanker, als ihre aus Europa eingewanderten Eltern waren. Die auffallende Größe der Bewohner des Aveyrondepartements wird von französischen Forschern dem Umstande zugeschrieben, daß der kalkhaltige Boden die Knochenbildung begünstige.*) Von der Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Farbe haben wir vorigesmal schon gesprochen. In der unten genannten Schrift lesen wir: Ein Negerknabe aus Bagirmi, den Verh. Kohns nach Deutschland gebracht hatte, veränderte dort nach zweijährigem Aufenthalt die Farbe von tiefem Schwarz in helles Braun. Monrad erzählt (Gemälde der Küste von Guinea), daß die länger in Guinea lebenden Europäer fast kupferfarbig werden.***) Langsdorf fand auf den Marquesasinseln Europäer, die nach wenigen Jahren so dunkelfarbig geworden waren wie die Eingebornen. Richardson berichtet: „Als ich nach Ghadames kam, hatte ich roßige Farbe, jetzt bin ich geworden wie diese gelben Menschen.“ Ein britischer Edelmann, Namens Macnaghten, der lange Zeit im Dschungellande Indiens nach Art der Eingebornen lebte, nahm sogar an den bekleideten Teilen des Körpers den braunen Teint der Brahmanen an. R. Hartmann beobachtete bei mehreren in Europa aufgezogenen Schwarzen ein allmähliches Lichterwerden der Haut. Ein gleiches war bei jenem Papuamädchen Kandaze zu bemerken, das der Missionar Hasselt nach Berlin brachte. Daß dunkelgefärbte Rassen in Europa bleichen,***) kann man also für ebenso erwiesen halten, wie den Satz K. G. von Bärz, daß starke Sonnenhitze die Haut bräune. Die Frage Virchow's, wie es wohl kommen möge, daß es im tropischen Amerika keine schwarzen Menschen giebt, dürfte sich dahin beantworten lassen, daß hier der Einfluß des Unterschieds zwischen stärkerer und schwächerer Sonnenwirkung durch einen andern, ausgleichenden gekreuzt wird, der zur Zeit noch unbekannt ist und entweder im Boden oder in einer ganz außergewöhnlichen Beharrlichkeit des Rassentypus gesucht werden muß. Einflüsse des Bodens müssen es wohl sein, die, nach Vogt, bewirken, daß in Amerika die Haare des Engländers straff, die des Negers weniger wollig werden.

*) Diese und die folgenden Angaben entnehmen wir der Schrift: Der Mensch, die Krone der Schöpfung. Von A. Jakob, k. Realschulrektor. Freiburg i. B., bei Herder, 1890. Verlag und Tendenz verbieten ja, die Ansichten des Verfassers anzuführen, aber Thatsachen und Zitate aus den Werken von der Wissenschaft anerkannter Autoren, die die Schrift enthält, zu benutzen, wird wohl erlaubt sein.

***) Etwas ähnliches kann man in Davos beobachten.

****) Was die dunkle Hautfarbe der Hyperboreer anlangt, so besteht sie zum Teil aus Schmutz. Nagel erwähnt I, 635 die Unreinlichkeit dieser Völker und fügt hinzu: „Man hat sich gewöhnt, mit diesem Faktor auch in den Urteilen über die Hautfarbe zu rechnen, seitdem uns Middendorff mitgeteilt hat, daß er eine Samojebin nicht mehr erkannte, nachdem sie sich gewaschen hatte.“

Also die zweite Frage, wie Rassen und Völker entstehen, läßt sich beantworten; sehen wir doch heute vor unsern Augen, in Nordamerika, ein neues Volk entstehen, das sich von seinen englischen und deutschen Stammvätern durch körperliche und geistige Eigentümlichkeiten deutlich unterscheidet. Bei der dritten Frage, welches das Ziel der Entwicklung sei, bleibt die Wissenschaft wieder auf Vermutungen angewiesen. Wir unsererseits vermuten, daß das Ziel gar nicht in der Zukunft, sondern in der Gegenwart jedes einzelnen Geschlechts, jedes einzelnen Menschen liegt. Jeder einzelne lebt, um seine eigentümlichen Anlagen zu entfalten und seines Lebens froh zu werden, und da menschliches Leben nur in der Wechselwirkung von Menschen möglich ist, so lebt jeder zugleich auch, um den andern Menschen menschliches Leben zu ermöglichen. Volkstum ist eine der Formen, in denen sich die Fülle der menschlichen Anlagen entfaltet und geordnetes Zusammenwirken von Menschen möglich wird, daher müssen im Laufe der Geschichte durch Zerstreuung und Wiedervereinigung in mannichfachen Mischungen, durch Wechsel des Wohnplatzes und der Lebensbedingungen nach und nach alle Nationalitäten hervorgetrieben werden, die in der Gesamtanlage der Menschheit enthalten sind; und damit die spätern entstehen können, müssen die frühern vergehen. In den Aufsätzen über Vererbung haben wir bemerkt, die Entstehung neuer Arten aus alten durch Variabilität und Vererbung sei nur denkbar, wenn eine zwecksetzende Intelligenz den Entwicklungsprozeß leite, und diese Leitung müsse unter anderm auch dafür sorgen, daß abwechselnd die eine und die andre von jenen beiden merkwürdigen Fähigkeiten der organischen Wesen überwiege. Soll eine neue Varietät entstehen, so muß eben die Anpassungsfähigkeit überwiegen. Ist der neue Typus fertig, so muß er ein Dauertypus sein und als solcher den auf ihn einströmenden Einflüssen einen gewissen Widerstand entgegensetzen. Keinen unbegrenzten, denn abgesehen von Naturgewalten, die stark genug sind, ein ganzes Geschlecht zu vernichten, ist auch der festeste Dauertypus nicht ganz unveränderlich, wird z. B. auch der weißeste Germane mit der Zeit braun, wenn seine Haut nur lange genug heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Der Dauertypus wird nun seinerseits zu einem Element neuer Bildungen, indem er bei Vermischung mit andern Typen neue Varietäten erzeugt. Selbstverständlich wirken bei alledem auch Ausleseprozesse der mannichfachsten Art mit. Aber geradezu komisch ist es, wie Ammon überall da, wo er auf abändernde Einflüsse zu sprechen kommt, die Veränderung nicht eben unmittelbar auf den Einfluß, sondern auf die unter seiner Mitwirkung zu stande kommende Auslese zurückführt. Wenn die mongolischen Reitervölker kurze Beine haben, so kommt das nicht etwa daher, daß Leute, die den ganzen Tag auf dem Pferde zubringen, ihre Beine wenig zum Gehen brauchen, und daß Glieder, die wenig gebraucht werden, mit der Zeit verkümmern, sondern von einer Auslese der Angepaßtesten, d. h. in diesem Falle der Kurzbeinigen. Und die arische Rasse soll ein Produkt der Eiszeit

sein, deren furchtbare Nöte eine Auslese der mit den edelsten und höchsten Geistesanlagen ausgestatteten bewirkt hätten. Nun kann zunächst nichts ausgelesen werden, was nicht schon vorhanden ist, es konnte also durch die auslesende Kraft der Eiszeit keine neue Rasse entstehen, sondern bestenfalls eben nur eine Auslese der besten Exemplare einer schon vorhandenen edeln Rasse. Dann aber sehen wir ja, was unter der Einwirkung einer Eiszeit entsteht: die Eskimos, die Samojeden, die Tungusen leben noch heute in der Eiszeit; diese liest gar nichts aus, sondern verkümmert alle Menschen gleichmäßig, obwohl sich die Eskimos eines großen Schatzes von natürlicher Spannkraft erfreuen, mit der sie der Verkümmernng Widerstand zu leisten und sich einen bei den Naturvölkern seltenen Grad von Kultur zu bewahren vermocht haben. Übrigens sind es nicht eben Herrrentugenden, die sich bei ihnen entwickelt haben. Ehrlich, gutmütig und harmlos nennt sie Razel. Mutig und ritterlich, sogar hart und grausam sollen allerdings diese Völker der Eisregion daneben auch sein, aber den Eindruck von Herrenvölkern machen sie trotzdem nicht, wie sie auch keine geworden sind. Namentlich die strenge Einehe der Arier soll nach Ammon der Eiszeit zu verdanken sein. Nun leben die Hyperboreer allerdings monogam, wie die meisten armen Völker, aber ihre Monogamie bedeutet keineswegs Keuschheit und eheliche Treue. Ausschweifende Genußsucht gehört nach Razel zu den hervorstechenden Charakterzügen der Bewohner der Polarzone.*) Polygamie ist nur möglich, wo entweder ein kriegerisches Volk häufig schwächere Nachbarn überfällt, die Männer niedermetzelt und die Weiber raubt, oder wo bei bedeutenden Vermögensunterschieden die Reichen in der Lage sind, Weiber des eignen Volks zu kaufen, also auf höhern Kulturstufen, weshalb, nebenbei gesagt, die Polygamie nicht Durchgangsstufe zur Monogamie gewesen sein kann. Als die arischen Perser, die bis dahin einfach gelebt hatten, die Euphratländer unterjocht hatten, nahmen sie die Sitten der unterworfenen Meder und Babylonier an und darunter auch die Polygamie. (Bei dieser Gelegenheit eine Frage an die Fachgelehrten: ist „Arier“ ein ethnologisch streng umschriebener Begriff?) Kein Gelehrter von Bedeutung wird wohl heute mehr die längst erkannte Wahrheit leugnen, daß höhere Kultur, mit der immer auch Veredelung des Leibes verbunden ist, nur in Gegenden entstehen kann, wo den Menschen das Leben weder zu leicht noch zu schwer wird, wo die Natur den Menschen zu energischer Thätigkeit zwingt und aufmuntert, ohne ihn durch ein Übermaß von Schwierigkeiten zu entmutigen und zu lähmen. Also das Ziel der Rassenbildung und Umbildung ist der jedesmalige Zustand jeder einzelnen Generation von Menschen, und wir dürfen mit dem gegenwärtigen Zustande, vom ethnographischen Stand-

*) I, 634 und 635. „Liebe, Branntwein und Hazardspiel zerrütten den Hyperboreer. Von allen christlichen Lehren haben die von Keuschheit und Ehe bei den bekehrten Samojeden, Tungusen usw. am wenigsten Einfluß auf die Lebensgewohnheiten geübt.“

punkt aus, leidlich zufrieden sein. Wir Deutschen sind keine reinen Germanen mehr, aber wir zählen genug Männer unter uns, die an Körperkraft und Größe den alten Germanen nicht viel nachstehen mögen, und wir zählen viele andre, die durch den Reichtum ihres geistigen Lebens mehr als aufwiegen, was ihnen an leiblichen Vorzügen abgehen mag. Die einseitige Begabung der Germanen mußte sich teils mit Begabungen anderer Art mischen, teils ihnen weichen, wenn eine höhere Kultur neuer Art entstehen sollte. Finden wir aber Volksschichten unter uns, die unter der Einwirkung ungünstiger Lebensbedingungen entartet sind, so läßt sich durch Änderung der Lebensbedingungen der Entartung steuern. Und dann: es giebt keine reinen Urrassen in dem Sinne, daß alle spätern Bildungen mit der Bezeichnung unrein als etwas schlechteres einer gewissen Mißachtung preisgegeben werden dürften. Indem man die extreme Form für die wahre und reine hält, ist man bei den Negern dahin gekommen, daß das Gebiet der „echten“ Neger zu einem kleinen Winkel Innerafrikas zusammenschrumpft (Razel II, 1). Überhaupt zeigt die Ethnologie der Neger, diese immerwährende Zersetzung und Neubildung von Völkern recht deutlich, wie alles fließt im Völkerleben. Der mittelgroße, weißhäutige, braunhaarige Mann des mittlern Europa kann, gleichviel ob er einen länglichen oder einen runden Schädel hat, so gut als ein reiner Rassentypus bezeichnet werden wie der schwarzhaarige Italiener oder der blonde Norweger. Die Darwinianer behaupten, es gäbe keine festen Tier- und Pflanzengattungen. Wir behaupten, daß es solche gebe, wenn sie auch nicht geschaffen, sondern auf den beschriebnen Wegen geworden sein sollten. Dagegen behaupten wir, daß es keine festen Menschenrassen gebe, eben weil sie keine Gattungen, sondern nur Arten derselben Gattung sind. Nie kann aus einem Affen ein Mensch, aus einem Menschen ein andres Wesen werden, wohl aber können im Laufe der Jahrtausende durch Verpflanzung in andre Länder aus Kaukasiern Neger, aus Negern Kaukasier werden; innerhalb der Merkmale der Gattung Mensch ist die von den Darwinianern behauptete unbegrenzte Veränderlichkeit anzuerkennen.

Alle Versuche, ein zukünftiges Ziel der Entwicklung zu konstruieren, führen zu Ungereimtheiten.*) Bervollkommnung des Menschenleibes über das Ideal der griechisch-römischen Plastik hinaus**) ist undenkbar, und was das Geistige

*) Ein Ende wird die Entwicklung natürlich haben, mit dem Untergange der Organismen durch Erstarrung oder Verbrennung der Erde, aber nur ein diabolischer Pessimismus könnte in diesem Ende das Endziel und den Endzweck sehen.

**) Oder vielmehr über die Ideale, denn der Apollo vom Belvedere, der Borghesische Fechter und der Farnesische Herkules, dazu die typischen Frauen-, Jünglings- und Knabengestalten sind jedes ein besondres Ideal. Die seelischen und Charakterideale sind noch weit zahlreicher. Einen alles Ideale vereinigenden Idealmenschen kann es nicht geben; nur in einer Fülle von Gestalten kann sich das eine göttlich Vollkommne irdisch verwirklichen.

anbetrifft, so würde es schwierig, ja unmöglich sein, auch nur anzugeben, worin eigentlich die Vervollkommnung zu bestehen hätte. Können Homer und Sophokles, Plato und Alexander, Moses und Jesajas übertroffen werden? Zudem wissen wir ohnehin heute schon keine Verwendung mehr für unsre Intelligenzen, und was die moralischen Eigenschaften oder Triebe anlangt, so läßt sich nachweisen, daß jede Steigerung einer solchen über das allezeit vorhandne Mittelmaß, wenn sie verallgemeinert wird, die Gesellschaft auflöst: allgemein gesteigerte Wohlthätigkeit schwächt die Arbeitsenergie, allgemeiner Gerechtigkeitsseifer verleitet zu der Politik: *Fiat justitia, pereat mundus*, allgemein verbreitete Selbständigkeit des Charakters und Unbeugsamkeit der Überzeugung hat notwendig die Anarchie zur Folge usw. Sogar Darwin, der Freund des Gedankens einer endlosen Entwicklung zum Vollkommenen, findet, daß sich die Menschheit seit zweitausend Jahren nicht weiter vervollkommnet habe. Ammon will das freilich nicht zugeben und führt nach Wiederzheim eine Anzahl kleiner anatomischer Veränderungen an, die noch jetzt im Menschenleibe vor sich gehen sollen, und die teils gleichgiltiger Art, teils Rückbildungen, teils Fortschritte seien; der wichtigste unter den Fortschritten würde, wenn er sich nicht etwa auf Einbildung und Vermutungen beschränkt, die Rückbildung des Wurmfortsatzes des Blinddarms sein, dessen einziger bekannter Zweck darin besteht, daß er manchmal zum Sitz einer tödlichen Erkrankung wird. Eine sehr bescheidne Vervollkommnung!

Aber andrerseits urteilt Ammon über das Ziel der Entwicklung durchaus pessimistisch.*) Die Langschädel, in denen er die Idealmenschen sieht, verschwinden. Im Mittelalter, wo sie den Adel bildeten, sind sie teils durch Fehden aufgerieben worden, teils als Geistliche und Mönche ohne Nachkommen gestorben. Jetzt zieht die Stadt die auf dem Dorfe noch übrig gebliebenen Langschädel an sich, um sie vollends aufzureiben. Ja er führt, ohne Einwendungen dagegen, eine Stelle aus Lapouge an, worin es heißt, man solle sich doch den aus mannichfachen Mischungen hervorgegangnen häßlichen Straßentöter ansehen, das sei das Ideal, dem die Entwicklung des Menschengeschlechts zustrebe; die fortgesetzte Mischung verbinde Eigenschaften, die nicht zu einander paßten, und erzeuge so Karikaturen. Und nicht genug, daß die Stadt die Langschädel aufreibt, sie frißt überhaupt ihre Bewohner. Ammon schildert wiederholt, wie das städtische Leben die Entwicklung des Geschlechtstriebes

*) Auch bei Nagel finden sich hie und da pessimistische Betrachtungen, so auf S. 469 des ersten Bandes. Obwohl er im allgemeinen die Ansicht derer nicht teilt, die jede Mischung für eine Verschlechterung halten, meint er doch in Beziehung auf Amerika: „In diesem Schmelztiegel [fortwährender Verschmelzung und Aufsaugung] werden sich sämtliche Menschenrassen mit einander vermischen. Die Geschichte wird die Meinung prüfen, die Kulturstufe bleibe unberührt, während das Blut der höher zivilisirten sich mit denen der niedriger stehenden Klasse mischt, und sie wird ihr widersprechen.“

treibhausartig beschleunigt, den Jüngling vor dem zwanzigsten Jahre zur Manneshöhe emporzuschleßen zwingt, dafür seinen Brustumfang verringert und endlich den Mann vorzeitig im Konkurrenzkampfe aufreibt. Die Städte für sich allein, meint er, würden aussterben ohne den Zufluß vom Lande, der zu verstreuen beginne. Der Ansicht vieler Soziologen, daß die Seuchenbekämpfung dem Ausleseprozeß entgegenwirke, weil sie viel Schwaches und Ungefundes aufpäppelt, was besser vor dem Heiratsalter gestorben wäre, pflichtet auch er bei. Wir fragen noch einmal, wie kann man für die wohlthätigen Wirkungen der angeblichen natürlichen Auslese schwärmen und vor künstlichen Eingriffen in sie warnen, wenn sie der Vernichtung der Besten und schließlich der des ganzen Menschengeschlechts zustrebt? Jene Entwicklung, die Ammon unberechtigtweise auf den Begriff der Auslese einschränkt, durch eine künstliche Züchtung ersetzen zu wollen, das wäre natürlich ein durchaus verwerflicher Gedanke. Abgesehen davon, daß weder das vom Schöpfer gesetzte Endziel der Entwicklung ermittelt, noch eine Einigung der Menschen über ein von ihnen selbst zu setzendes Ziel herbeigeführt werden könnte, würde jeder einzelne Versuch von Menschenzüchtung Wahnsinn und Frevel sein. Wollte man z. B. alle schwächlichen und zu kleinen Kinder umbringen, so würde man das Menschengeschlecht einer Fülle sittlicher, intellektueller und ästhetischer Kräfte und nicht weniger Genies berauben; weder ein Adolf Menzel würde heranwachsen können, noch ein Alexander von Humboldt, der als Knabe nicht allein schwächlich und kränklich war, sondern auch von seinen Lehrern für unfähig erklärt wurde. Möglicherweise würde man durch Kunstzüchtung einen Olymp pausbäckiger Hausknechte zustande bringen, wie es Konstantin Höppler einmal genannt hat, vielleicht auch das nicht einmal. Aber rein passiv darf der Mensch, als ein vernünftiges Wesen, dem Naturprozeß umso weniger gegenüberstehen, als in dem, was die Soziologen natürliche Auslese nennen, schon sehr viel absichtsvolles menschliches Walten steckt. Damit kommen wir auf den später zu erörternden Umstand, der uns eigentlich zu einer Kritik von Ammons Schriften veranlaßt hat; denn wenn er nicht auf der Unterlage seiner naturwissenschaftlichen Hypothesen ein soziologisches System errichtet hätte, das des Beifalls einflußreicher Kreise gewiß sein darf, so würde sich eine eingehende Prüfung seiner Schrulle nicht lohnen; als eine solche darf wohl der Einfall bezeichnet werden, den Reichtum der historischen Erscheinungen auf einen Ausleseprozeß zurückzuführen, zu dem zwei oder drei Urrassen das Material geliefert haben sollen.

